



„Auf der Bühne erzähle ich nichts, was nicht stimmt.“ Eckart von Hirschhausen betourt inzwischen nicht gerade die kleinsten Spielstätten. Die Berliner Waldbühne hat er gefüllt.

Foto Michael Zargarinejad

Ein Gespräch mit dem Unterhaltungskünstler Eckart von Hirschhausen

Bevor sie über dich lachen, müssen sie dich mögen

Auf der Bühne ist er der Medizinmann, im Fernsehen der Quizmaster. Permanent geht es um unsere Gesundheit. Was will Eckart von Hirschhausen damit erreichen?

Wenn Sie Arzt geblieben wären, wo wären Sie heute?

Mein Faible waren immer die Neurologie und Psychiatrie. Die seelische Gesundheit, das wäre mein Thema. Vielleicht wäre ich Oberarzt oder wartete auf einen leeren Lehrstuhl. Ich habe die akademische Welt ja nicht verlassen, weil ich dort frustriert war. Im Grunde bin ich Arzt geblieben, ich habe nur die Spielweise gewechselt, hin zur Prävention. Ich bin oft auf Ärztekongressen eingeladen, um darüber zu sprechen, wie die Medizin das, was sie weiß, umsetzen kann. Wie das bei den Menschen wirklich ankommt und angewendet wird.

Sie haben sich mit der Unterhaltung für das unsichere Fach entschieden.

Einer meiner Lieblingssätze von Kierkegaard ist: Verstehen kann man das Leben nur rückwärts, leben muss man es vorwärts. Ich habe mich mit Kabarett, Komik und Zauberei schon als Jugendlicher beschäftigt. Später habe ich entdeckt, welche Kraft in der Kombination von Medizin und einer unterhaltsamen Verpackung steckt. Über Jahrtausende war das ein und derselbe Beruf – der Medizinmann. Er kannte sich mit Show aus und nutzte dies, um Menschen Ideen zur Gesundheit nahezubringen, für die sie sich auf einer rein rationalen Ebene nicht interessiert hätten.

Es könnte sein, dass die Kollegen nur darauf warten, dass Sie, etwa in Ihrem Tour-Programm „Wunderheiler“, einen Fehler machen. Könnte auch sein, dass das Publikum Sie überschätzt.

Schaue ich mir andere Künstler-Biographien an, bin ich lieber zu Lebzeiten überschätzt als umgekehrt. Van Gogh hat nie erlebt, dass seine Kunst viel wert war. Man könnte denken, ich bin das schwarze Schaf der Medizin. Ich bin aber eher der bunte Hund. Ich vermittele zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Ich werde auch bei ernstesten Angelegenheiten gefragt. Zum Beispiel, wie man in Deutschland das Wissen um Erste Hilfe verbessern kann. Bei uns packen nur fünfzehn Prozent der Menschen zu, wenn jemand umkippt. In Skandinavien sind es siebzig Prozent. Alles eine Frage der Ausbildung und Kommunikation. Als Autor und Fernsehproduzent hat man viele Möglichkeiten, die Angst, etwas falsch zu machen, abzubauen.

Der ernste Komische

Zum Tod von Peer Augustinski

Sonderbar – in Pflughars Evergreen „Klimbim“ war er einer der Wandlungsfähigsten. Das hätte bedeuten können, dass er sich weniger dem Gedächtnis einprägte als beispielsweise Ingrid Steegers naive Sexgöre oder Elisabeth Volkmanns schrill-zickige „Jolanthe von Scheußlich“. Trotzdem begann nahezu jede Agenturmeldung, die jetzt den Tod des Schauspielers Peer Augustinski meldete, mit dem Zu-

Sie kreiiden der Schulmedizin unterlassene Hinwendung zu den Menschen an und machen sich genauso über die Homöopathen und Esoteriker lustig. Fragen Sie immer sicherheitshalber, wer einen medizinischen Hintergrund hat?

Das mache ich immer, verbunden mit der Aufforderung, mich zu korrigieren, wenn jemand im Publikum etwas besser weiß. Dadurch wird auch klar: Wissen wächst durch Widerspruch und Studien. Ich versuche zu erreichen, dass beide Seiten die jeweils andere anders sehen. Mir geht es auch darum, den klassischen Satz „Wer heilt, hat recht“ in Frage zu stellen, denn alle Seiten überschätzen sich.

Wieso?

Wenn sich jemand an den Strand stellt und erzählt, er könne das Meer bewegen, überzeugt das nur diejenigen, die nichts von den Gezeiten gehört haben. Wenn man Erkrankungen behandelt, die von allein kommen und wieder weggehen, gibt es immer wen, der behauptet: Nur durch meine Behandlung ist es so gekommen. Wir dürfen unser kritisches Denken als Behandelnde und als Patienten nicht suspendieren. Andererseits ist mir klargeworden, wie viele Dinge wir heute in der Medizin machen, deren Wirksamkeit unsicher ist, bis hin zu Operationen. Dass eine Studie zeigt, dass es Scheinoperationen am Knie gibt, die denselben Erfolg haben wie echtes, ist doch ein Hammer. Der akademischen Medizin sage ich, dass wir schlecht beraten sind, das Bedürfnis der Menschen nach Verzauberung, nach Ritualen und Hoffnung zu ignorieren. Die Wissenschaft hat die Magie aus der Medizin vertrieben, aber nicht aus dem Menschen.

Sie haben sich selbst aber auch am Knie operieren lassen und erzählen davon.

Auf der Bühne erzähle ich nichts, was nicht stimmt. Aber um dem Kollegen die Ehre zu lassen: Bei dem, was ich hatte, war die Operation sinnvoll. Es wird in Deutschland aber eindeutig zu viel operiert. Ich erzähle das, weil ich im Nachhinein denke – vielleicht hätte ich den Rat, rechtzeitig abzunehmen und mich mehr zu bewegen, doch erster nehmen sollen. Aber ich habe ja einen inneren Schweinehund wie jeder andere auch. Bei dauernden Warnungen werden wir trotz und verhalten uns wie kleine Kinder.

Eckart von Hirschhausen, geboren 1967 in Frankfurt, aufgewachsen in Berlin, war Kinderarzt, bevor er sich entschloss, als Entertainer durchs Land zu ziehen. Dass das eine mit dem anderen eng verwoben ist, merkt man spätestens, wenn man ihn auf Tour erlebt. Im Augenblick füllt er als „Wunderheiler“ die Hallen mit einem Programm, das den lauten Gag genauso kennt wie die leise Pointe. Seinem Publikum verabreicht Eckart von

Es wird viel geforscht zur Wirksamkeit von Arzneien, aber nicht, wie man es anstellt, dass sie auch genommen werden. Das klingt banal, hat aber ein Potential von zwanzig Milliarden Euro und zigttausend verhindefbaren Herzinfarkten und Schlaganfällen. Vierzig Milliarden Euro geben wir pro Jahr für Medikamente aus, davon landet rund die Hälfte im Müll.

Das wichtigste Mittel, das Sie empfehlen, ist: Zuwendung. Und dann bringen Sie Ihr Publikum dazu, zu summen, zu singen und zu tanzen.

Es muss bei mir keiner mitmachen. Aber oft brauchen die Menschen nur die Erlaubnis, die spielerische Seite in sich wiederzuentdecken. Und fühlen sich sofort ein bisschen besser. Ich will das aber auch nicht überstrapazieren. Die Nähe zum Publikum ist ein kostbares Gut. Ich bin ein Komiker, der ernst genommen wird. Das ist ja schon ein Widerspruch in sich.

Klappt das auch im Fernsehen?

Meine liebste Sendung ist das „Quiz des Menschen“. Sie beruht auf dem, was ich auf der Bühne geschaffen habe. Das ist eine der wenigen neuen Shows, die zur besten Sendezeit funktionieren. Und es geht nur vordergründig um ein „A, B oder C“-Quiz. Die Momente, die mir und dem Publikum offenbar auch am meisten Freude machen, sind die Spiele und Begegnungen wie diejenige in einer der jüngsten Ausgaben mit der gehörlosen Tanzlehrerin Kassandra Wedel. Wir sind in ihre Welt eingetaucht, mit der man normalerweise kaum Berührung hat. Diese Frau hat ein solches Strahlen, ein solches Charisma. Wie sie mit ihrer durch einen Unfall verursachten Gehörlosigkeit umgeht, das ist einfach beeindruckend. Menschen wie ihr ein Forum zu bieten und die Zuschauer mit ihrer Lebensfreude anzustecken – das sind die Momente, um die es mir geht und für die ich sehr dankbar bin.

Woher beziehen Sie Ihre Stichworte? Sie müssen ja permanent Studien und Fachpublikationen sichten.

Das könnte ich nie allein. Ich habe für meine Bücher und die Fernsehproduktion Wissenschaftsjournalisten, die mir zuarbeiten. Das ist Teil des Erfolgs von „Quiz des Menschen“. Dort arbeiten nicht nur Unterhaltungsspezialisten, sondern auch

Hirschhausen in langsam sich steigenden homöopathischen Dosen Tipps für ein gesundes Leben, bisweilen ist das geradezu anrührend und pathetisch. Als Humorist ernst genommen zu werden, mit „Firlefanz und Relevanz“, wie er sagt, darum ist es ihm auch in der ARD-Show „Quiz des Menschen“ zu tun. Am kommenden Donnerstag um 20.15 Uhr, wenn die Sendung das nächste Mal läuft, kann man sich davon überzeugen. F.A.Z.

Darstellern in Stadttheatern abverlangt werden kann; von Schillers „Räubern“ bis zu den „Gerechten“ von Camus, Hauptmanns „Ratten“ bis Millers „Tod eines Handlungsreisenden“ war er Held und Feigling, Träumer und Realist.

Mit Goldonis „Diener zweier Herren“ bei den Hersfelder Festspielen 1978 verabschiedete Augustinski sich vom Repertoire-Spiel und wurde freier Schauspieler. Dass er mit dem barocken Sketchmarathon hatte brillieren dürfen, lag an Michael Pflughar. Der hatte ihn 1975 bei „Klimbim“ „dem Affen Zucker geben“ und zum

Star werden lassen. Augustinski wusste die Chance zu nutzen und etablierte sich fortan im deutschen Fernsehen als Komischer mit Charakter, so in den Literaturverfilmungen „Jauche und Levkojen“ und „Nirgendwo ist Poenichen“. 1981 war er in der Feuchtwanger-Verfilmung „Exil“ des WDR zu sehen. Auch deshalb wurde er im Synchronstudio das Alter Ego von Robin Williams. Er blieb es auch nach einem Schlaganfall 2005, dessen Überwindung er in Büchern beschrieb und in neuen Rollen bewies. Am 3. Oktober ist Peer Augustinski im Alter von 74 Jahren gestorben. bat

eine Redakteurin, die sonst für „Quarks & Co“ und „Kopfball“ zuständig ist. Der Autor Rolf Degen, der mich ebenfalls unterstützt, hat ein enzyklopädisches Wissen moderner Psychologie. Am mir ist es, das rüberzubringen.

Das „Quiz des Menschen“ läuft seit drei Jahren. Geht es damit weiter?

Die frohe Botschaft lautet, dass der WDR für die nächsten beiden Jahre an der Sendung festhalten möchte.

Wer hat Sie fürs Fernsehen entdeckt? War das Jürgen von der Lippe?

Stimmt. Mein erster Fernsehauftritt war bei „Geld oder Liebe“. Damals war ich noch in der Kinderheilkunde an der Freien Universität Berlin. Nach meinem Auftritt bekam ich ein Angebot, für einen Radiosender eine Tour durch Kinderkrankenhäuser zu machen. Und da passierte die Geschichte, von der ich auf der Bühne erzähle: Ein Junge mit Mutismus, der seelischen Störung, die dazu führt, dass Menschen über Wochen nicht mehr sprechen, vergaß während meiner Mitmachzauberei seine Störung. Das war die Geburtsstunde meiner Stiftung „Humor hilft heilen“. Seitdem weiß ich, dass man die Wirkung der „leichten“ Kunst und positiver Gemeinschaftserlebnisse nicht unterschätzen sollte. Man darf Humor als Therapeutikum ernst nehmen. Meine zweite Entdeckung fürs Fernsehen habe ich Harald Schmidt zu verdanken. Bei ihm war ich mit meinem Buch „Arzt-Deutsch/Deutsch-Arzt“ eingeladen. Er fragte mich, warum ich keine eigene Sendung mache. Das wollte ich damals nicht. Dann bot er mir in seiner Show die Rubrik „Hirschhausen-Akademie“ an.

Sie machen für den NDR auch eine Talkshow. Müssen Sie nicht aufpassen, dass Sie nicht omnipräsent sind?

Klar. Bei Medienmenschen gibt es ja das Phänomen, dass sie in ihrem Aufstiege und ihrem Fall interessant sind. Der Zenit ist langweilig. Der Vorwurf der Omnipräsent kommt eher von Journalisten und weniger von Menschen auf der Straße. Wenn man sich die Summe meiner Fernsehsendungen anguckt, ist das gar nicht so viel: im Ersten sechsmal im Jahr das „Quiz des Menschen“, zweimal „Frag doch mal die Maus“ und einmal im Monat im NDR „Tiefen und Hirschhausen“. Mit der Talkshow höre ich zum Jahresende auf. Ich habe sie über fünf Jahre sehr gerne gemacht, es war ein wichtiger Schritt, um von der Rolle des Gastes in diejenige des Gastgeber zu wachsen. Und ich habe Themen eingebracht, wie zuletzt Ärzte ohne Grenzen und Ebola, die sonst freitagabends keine Rolle spielen. Oder es ging mit Tania Singer um Empathie-Forschung. Wir hatten auch einen Zen-Mönch zu Gast und haben eine Minute geschwiegen – in einer Talkshow. Kann man mehr in dem Genre erreichen?

Sie haben die Großen der Unterhaltung kennengelernt. Was nehmen Sie mit von Rudi Carrell, Frank Elstner?

Ich werde nie vergessen, wie Rudi Carrell mich angerufen und zu „Sieben Tage,

sieben Köpfe“ eingeladen hat. Das war der Ritterschlag. Er sagte: Du wirst jetzt denken, ich bin der schlechteste Rudi-Carrell-Imitator der Welt bin, aber ich bin es wirklich selber. Von ihm stammt der schöne Satz: Denk dran, wenn du ein Ass aus dem Ärmel ziehen willst, musst du es vorher reinstecken. Der zweite Satz ist: Bevor sie über dich lachen, müssen sie dich mögen. Den Wechsel zwischen heiteren und ernstesten Momenten beherrschte er perfekt. Frank Elstner hat mich auch sehr ermutigt. Er sagte, man müsse Ausdauer haben. Irgendwann werde das Studio zu einem natürlichen Ambiente. Man vergisst die Künstlichkeit der Situation und die Inszenierung. In dem Moment wird es gut. Das habe ich auch als Kandidat bei Jürgen von der Lippe bewundert: Er hat einen derart mitgenommen, dass man vergaß, dass gerade Millionen Menschen live zuschauen. Heute suchen alle nach neuen Ideen. Ein paar Grundelemente verändern sich aber nicht. Zum Beispiel die Überraschung, dass man bei einem Prominenten spontane Spielfreude entdeckt oder bei jemandem aus dem Film und der Unterhaltung, dass er mit echter Improvisation gar nicht so viel anfangen kann. In einer Show haben wir einmal Wiederbelebung geübt und dazu „Sieben Fässer Wein“ gespielt. Warum? Weil das exakt den Rhythmus vorgibt, mit dem man hundertmal pro Minute auf den Brustkorb drücken soll. Es geht auch „Uh, uh, uh, uh, Staying alive“. Oder „Highway to Hell“ – ist allerdings nicht so günstig, wenn der Patient wieder zu sich kommt. Solche Momente im Fernsehen bleiben hängen und retten womöglich Leben. Diese Mischung von Firlelanz und Relevanz, ansprechende Verpackung mit guter Recherche, das ist meiner Ansicht nach die Stärke und Aufgabe von Unterhaltung im öffentlich-rechtlichen Rundfunk.

Auf der Bühne erzählen Sie die Geschichte des Apple-Gründers Steve Jobs, der an Krebs gestorben ist. Die ist gar nicht witzig.

Steve Jobs ist in seiner Biographie darauf eingegangen, dass er, als er die Diagnose Bauchspeicheldrüsenkrebs bekam, sich der Operation verweigerte. Er schlug den Rat der Ärzte aus und wollte es erst einmal alternativ probieren. Die Geschichte ist wichtig, weil sie zeigt, dass der größte Schaden von ungeprüfter und vermeintlich sanfter Medizin nicht durch das entsteht, was sie tut, sondern indirekt durch das, was in der Zwischenzeit unterlassen wird, obwohl es nachweislich wirksam wäre.

Wenn der Abend rum ist – was soll Ihr Publikum behalten? Wann lief es gut?

Manchmal mache ich mir den Spaß und schaue vorher im Foyer, wie die Leute drauf sind. Wenn sie nach der Show nach Hause gehen und ein bisschen aufrechter gehen, gelacht haben, gelöster sind, sich in den Arm nehmen und sich verbunden fühlen und wissen, dass sie einen Gutteil ihrer Gesundheit und Lebensfreude selbst in der Hand haben – dann war es ein guter Abend. Die Fragen stellte Michael Hanfeld.

Fair Trade

Was hat Gruner + Jahr davon, dass es nun Bertelsmann ganz gehört?

Seit Jahren wird darüber spekuliert, wann Bertelsmann den Verlag Gruner + Jahr verkauft. Immer wieder mal schien es so weit. Doch jetzt ist dies weniger wahrscheinlich denn je. Bertelsmann übernimmt Gruner + Jahr zu hundert Prozent und verbindet damit das klare Bekenntnis zu „Journalismus und journalistischen Inhalten“, wie der Bertelsmann-Vorstandsvorsitzende Thomas Rabe sagte. Der Zeitschriftenverlag passe allerbestens zu den übrigen Sparten von Bertelsmann – Buch, Fernsehen und Musik –, auf dass sich dies alles zu neuen digitalen Geschäften verbinde. Das sei ein „Meilenstein“ in der Geschichte beider Unternehmen, sagte Rabe, die Zukunft von Gruner + Jahr lasse sich „in alleiniger Eigentümerschaft noch besser gestalten“. Darauf sollte man Bertelsmann von nun an verpflichten. Den Verlag erst ganz übernehmen, um ihn dann gleich loszuschlagen oder auseinanderzunehmen, dass wäre ein Manöver nach Heuschreckenart und würde Bertelsmann außer schlechter Presse nichts bringen. Viel Geld ließe sich kaum erlösen, und preiswerter als jetzt konnte der Gütersloher Konzern den Verlag aus Hamburg gar nicht bekommen. Dem Vernehmen liegt der Schnäppchenpreis zwischen 150 und 250 Millionen Euro. Ein schlechtes Geschäft hat nur die Verlegerfamilie Jahr gemacht, die den Verlag jetzt offenbar wirklich dringend loswerden wollte. Vor zwei Jahren waren schon einmal Verhandlungen über den Verkauf der 25,1 Prozent Jahr-Anteile im Gange. Sie scheiterten, weil man sich über den Preis nicht einig wurde. Jetzt, sagte der Bertelsmann-Chef Rabe, habe man sich auf eine „faire Bewertung“ der Anteile geeinigt. So richtig fair dürfte die Geschichte aus Sicht von Gruner + Jahr allerdings erst werden, wenn die fünf-hundert Millionen Euro, die Bertelsmann in den digitalen Wandel des Zeitschriftenverlags stecken will, auch wirklich am Hamburger Baumwoll landen. Vierhundert Stellen werden dort abgebaut, die Chefin von Gruner + Jahr Julia Jäkel ordnet alles neu. Mit Erfolg kann sie das aber nur tun, wenn Bertelsmann ihr nicht nur freie Hand beim Sparen und Streichen, sondern auch Investitionsmöglichkeiten lässt, über deren Fehlen sich Jäkels Vorgänger zu Recht immer beschwert haben. Jetzt kann Bertelsmann beweisen, dass es das „Unternehmen mit den weltweit vielfältigsten medialen Angeboten“ ist (und bleibt). (Siehe Wirtschaft, Seite 22.) miha.

Mehr Marineblau

Pro Sieben Sat.1 kauft Serien ein

Die Nachfrage nach amerikanischen Fernsehserien lässt nicht nach. Kaum ein Tag vergeht, an dem Online-Mediatheken oder Pay-Sender nicht verkündeten, was sie alles gekauft haben. Da dürfen die angestammten Sender nicht hinterstehen. Pro Sieben Sat.1 hat jetzt den Vertrag mit CBS verlängert, was bedeutet, dass die Serie „Navy CIS“ weiter bei Sat.1 und Kabel 1 laufen kann. Hinzu kommen der Ableger „NCIS: New Orleans“, die Serien „Elementary“, „Extant“ und „Under the Dome“. F.A.Z.

In medias res

Schöner scheitern mit dem Zweiten stand gestern Abend auf dem Programm. Denn in „Die Frau aus dem Moor“, dem ZDF-Fernsehfilm der Woche, hätte man wunderbar beobachten können, wie eine Figurenaufstellung jenseits gängiger Klischees aussehen kann. Mit Charakteren, über die man nicht gleich alles weiß, obwohl sie im Urbayrischen zu Hause sind, wo Heimatromantische hinter jeder Tanne lauern. Christoph Stark inszenierte nach Motiven eines Romans von Roland Voggenauer (Drehbuch: Ariela Bogenberger) eine Ehekrise (mit Florian Stetter als Architekt und Weltverbesserer und Marlene Morreis als Spross einer Dorfbürgermeisterdynastie), die mit ihrer Verkorktheit bis ins 19. Jahrhundert reicht, als die Urururmutter beider (Rosalie Thomass) am Ort lebte und liebte und durch ein Bei ein frühes Ende fand, um dann als Moorleiche wieder aufzutau-chen. An dieser Stelle fing im Film der schmierige Lokalreporter vor Glück über so eine Story an, fast durchzudrehen, als Zuschauer dachte man sich eher, o Mann, geht's noch, und staunte dann, wie die Rollen von Träumern und Realisten, Tätern und Opfern, Toten und Lebenden sich im Damals und Heute des Films spiegelten und wechselten, dass ein Pfarrer auftauchte, der zwar den betulichen Märchenonkel mimen musste, sonst aber ein cooler Typ war, und dass der Grund des ganzen Übels eigentlich war, dass die Ahnin partout nicht den rechtschaffenen Langweiler lieben wollte, sondern den Finsterling. Schön doof von der Wunderbäuerin mit dem Zeichentalent und den Englischkenntnissen. Der Urururenkel wirkt ähnlich desorientiert. Darauf einen Schnaps mit dem versoffenen Onkel, der auch keinen Rat weiß. Hätte also was werden können. Würde es dann aber doch nicht. Sondern eine ziemlich zähe Veranstaltung. Aber schöner scheitern, das ist doch schon mal ein Anfang. eer.



Peer Augustinski

Foto Getty